

# Theodor Haecker

## Eine Erinnerung

*Von Curt Hohoff*

Es gab eine Generation, die von Theodor Haecker erzogen worden ist, Kierkegaard und Newman zu lesen. Es war die Generation zwischen den beiden Weltkriegen. Wer in den zwanziger und dreißiger Jahren studierte, sich freihalten konnte von linken und rechten Parolen und nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen denken konnte, der hat es durch Theodor Haecker gelernt. Sein Einfluß erreichte den Höhepunkt nach dem Erscheinen der Essaysammlung »Christentum und Kultur« (1927). Etwa zehn Jahre später sank er. Ein zweiter Höhepunkt wurde 1947 mit dem Erscheinen der »Tag- und Nachtbücher, 1939–1945« erreicht, aber aus anderen Gründen, dokumentarischen und politischen. Diese hingen mit Haeckers eschatologischen Vorstellungen zusammen, etwa mit der Frage, wie »jemand« (gemeint war Hitler), ein Volk durch Untaten und Verbrechen »groß« machen könne. Dann aber wurde Haecker ebenso »unbekannt« wie Hofmannsthal, Konrad Weiß und andere. Man verstand und versteht ihre Sprache nicht mehr. Gerade das, wodurch Haecker zu seiner Zeit am meisten gewirkt hat, die Syntax, die Pranke des sprachlichen Zugriffs, scheint heute nicht mehr zu wirken.

Haecker existierte schon zu Lebzeiten nur als Schriftsteller, als Autor. Über den Menschen wußte man so gut wie nichts. Er sprach nicht darüber. Auch die engsten Freunde haben gewisse Umstände nie erfahren, was es nämlich auf sich hatte mit seiner Herkunft und Jugend. Ihm genügte es, Kierkegaard und Newman als Exemplare schriftstellerischer Existenz vorzuführen. Die wenigsten ahnten, daß darin Haeckers Selbstdarstellung lag, daß es kein Zufall war, wenn er sie gewählt hatte; so wie es auch kein Zufall war, daß er immer wieder Christoph Blumhardt, Pascal und Vergil beschwor und den Begriffen der Auserwählung, des Fatums und dem Wechselverhältnis von Leib und Geist, der Analogie, der Sprache und Schönheit nachhing. Seine Schriften faszinierten die Leser mit einem lockenden, drohenden, beschwörenden Ton. Hier war das Christliche so eng verbunden mit der Erwählung und dem Adel der Person, daß es den liberalen und demokratischen Plattheiten ins Gesicht schlug und den Sinn für die Freiheit und die Demut des Volkes Gottes weckte.

Im Jahre 1913 erschien bei J. F. Schreiber in München eine Broschüre von Theodor Haecker: »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit.« Sie erregte ein gewisses Aufsehen, da Kierkegaards Stern in Deutschland im Aufgehen war. Zu den ersten Lesern gehörte Ludwig von Ficker, Begründer und Redakteur des »Brenner« in Innsbruck. Ficker gewann Haecker als Mitarbeiter des »Brenner«, der bis dahin eine »Provinzzeitung« gewesen war, und übernahm das Kierkegaardbuch 1914 in den eigenen Verlag. Im gleichen Jahr brachte er Kierkegaards »Kritik der Gegenwart, zum ersten Mal ins Deutsche übertragen von Theodor Haecker«. Nachwort und Teile des Textes wurden im »Brenner« publiziert. Weitere Texte von Kierkegaard wurden dort bis 1915 veröffentlicht – und nebenher polemische Auseinandersetzungen Haeckers. Dann hörte der »Brenner«, wegen des Krieges, vorerst auf zu erscheinen. Was an

Glossen und Aufsätzen von Haecker nicht mehr hatte erscheinen können, wurde 1922 in dem Band »Satire und Polemik« mit Aufsätzen über den Krieg (z. B. »Der Krieg und die Führer des Geistes« und »Nach dem Krieg«) vereinigt und mit Aufsätzen über Versailles, Oswald Spengler und die Revolution vom November 1918. Dies Buch, knappe dreihundert Seiten, machte Haecker berühmt: Deutschland hatte einen Satiriker und Polemiker ersten Ranges. Man verglich ihn mit Swift und mit Pascals »Lettres à un Provincial«. Die Tendenz richtete sich gegen die Großstadtspresse, gegen den Krieg mit dem Papstwort von der »sinnlosen Menschenschlächtere«, gegen die »Gotteslästerung von Versailles« und gegen die Ansicht, mit der Revolution hätten der Geist oder die Freiheit gesiegt. Die echte Revolution stehe bevor, das jüngste Gericht, wo die Posaune des Engels Gerechte und Ungerechte scheidet werde. Schon hier findet sich ein Satz, der wiederkehren wird und in den »Tag- und Nachtbüchern« den letzten Trost ausspricht: »Da war auch die Lust am Ausdruck, dem einzigen Glück des Schriftstellers als Schriftsteller.«

Inzwischen war Haecker katholisch geworden, 1920. Er hat »Satire und Polemik« nie wieder drucken lassen, sozusagen aus christlichen Gründen, denn der Satiriker muß ja mit seiner Feder notwendig Unrecht tun, einseitig sein. Im Dezember 1939, also fast zwanzig Jahre später, schrieb er: »Ad me ipsum. Vergiß nicht, daß du ‚Satire und Polemik‘ nur schreiben durftest, weil du versprochen hattest, aufzuhören, sozusagen, als es am schönsten war, als dir dieser Weg am besten gefiel. Du mußt einen andern gehen, der dir weniger behagte. Nun ist es wieder ähnlich: Du mußt einen neuen gehen, der dir noch weniger gefällt.« Der neue Weg war der, den er in den »Tag- und Nachtbüchern« beschreibt.

Dies »Vergiß nicht, daß du . . .« ist als stilistische Figur ein Kierkegaardzitat. Es gehört zur »Innerlichkeit« des sich seiner selbst immer wieder vergewissernden »Existierenden«, zugleich ein schwäbisches Erbeil Haeckers, der Seelenlage der Schwabenväter, der Einschärfung der Polarität von Gott und Mensch. Kierkegaard kam auf schwäbischen Wegen zu Haecker. Seit 1909 erschien eine neue deutsche Kierkegaardausgabe in zwölf Bänden bei Eugen Diederichs. Christoph Schrempf, der Übersetzer, neunzehn Jahre älter als Haecker, kam aus dem gleichen altwürttembergisch-lutherischen Milieu wie Haeckers Vorfahren. Er war seit 1886 Pfarrer zu Lenzenhof und wurde nach sechs Jahren abgesetzt, weil er sich weigerte, das Glaubensbekenntnis zu benutzen. Darüber kam es zum »Apostolicumstreit«, der auf Preußen übergriff. Schrempf verließ die Landeskirche und wurde Philosophieprofessor. Eins seiner Werke trägt den bezeichnenden Titel: »Martin Luther, aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt.« Haecker hat Schrempf hoch geachtet. Ob er ihn persönlich kennengelernt hat, läßt sich nicht feststellen. Schrempfs Kierkegaardausgabe hatte die Tendenz, den dänischen Autor von den religiösen Überlieferungen zu lösen. Diese Tendenz bestand seit je. Haecker setzte sich in seinen Büchern für die *interpretatio christiana* Kierkegaards ein. Darin besteht seine Bedeutung. Schrempfs Vorworte und Anmerkungen haben die andere Richtung bestärkt, die als »Existentialismus« eine philosophische Weltbewegung wurde.

Haeckers Vor- und Nachworte zu Kierkegaard, auch das gesondert bei Hegner als Büchlein erschienene »Nachwort« von 1917, gehen weit über den Anlaß hinaus und setzen gleichsam Kierkegaards Kampf gegen den Zeitgeist, gegen Hegel, gegen Landeskirchen und Amtstheologie fort. Haecker schlägt mit Händen und Füßen um sich

und verkündet: »Wie uns um unsrer Herzenshärtingkeit willen viele Einrichtungen gegeben sind, die in einem vollkommenen, Gottes Willen erfüllenden Leben nicht nötig wären – und wir sollten uns dessen nicht, wie es so oft geschieht, auch noch rühmen –, so sind uns auch um unsrer Schwachheit willen, die freilich oft auch auf Schuld beruhen mag, viele Stützen und die Errichtung mancher Notbauten gestattet, die wir aber wiederum nicht, bei Strafe mit ihnen zugrunde zu gehn, für die vollkommenen Grundpfeiler, für die wahren ewigen Wohnungen ausgeben sollen. Zu diesen Stützen gehört auch die wissenschaftliche Theologie . . .« So beginnt das »Nachwort«: Biblisches Pathos, und man spürt jenes »Glück des Schriftstellers«. Mit den Theologen meint er alle, besonders aber, und er nennt sie mit Namen, Harnack und Troeltsch. Das sind Verräter, welche den Glauben mehr zersetzen als fördern in der Lauge der Lauheit: überall biblische Anspielungen. Wer hören kann, der höre!

Wie so viele wurde Haecker in seinen religiösen Empfindungen und Überzeugungen durch Max Scheler in München bestärkt. Sechs Semester, seit dem Sommer 1907, hörte Haecker den genialen Dozenten Scheler, bis dieser, aufgrund einer Affäre mit einer Frau, München verließ und als Schriftsteller nach Berlin ging. Scheler, ein »schwarzer Nietzsche« (Troeltsch), erklärte den Bankrott des bürgerlichen Zeitalters, das Ende des Liberalismus und Reue und Wiedergeburt als Vorbedingung zur Einübung im Christentum. Bei ihm muß Haecker Näheres über Kierkegaard und Newman gehört haben. Schelers Vater war Protestant, die Mutter Jüdin. Er wuchs in der mosaikischen Religion auf, wandte sich als Gymnasiast in München zum Katholizismus und ließ sich 1899 taufen. Die Zuwendung zum Katholizismus war theoretisch von längerer Dauer als praktisch. Aber der Eindruck auf eine Reihe berühmt gewordener Schüler war entscheidend. Zu ihnen gehörten Annette Kolb, Dietrich von Hildebrand, Ernst Bloch und Romano Guardini. Hildebrand konvertierte. Guardini, damals noch Philosophiestudent, wandte sich zur Theologie. Bloch hörte hier von Affekten und »Werten«, die er später, als Stalinist, »reaktionär« nennen sollte. Haecker sah in Scheler das einzige Naturtalent unter den Philosophen, darin mit Bergson zu vergleichen. Scheler wurde sein Wegweiser, aber schon früh erkannte er Schelers Gefahr, die Unbeständigkeit, und urteilte darüber in »Satire und Polemik« schon ähnlich scharf wie in dem großen Scheleraufsatz vom Mai 1926 im »Hochland«<sup>1</sup>. Scheler kehrte als verlorener Sohn noch einmal zur Kirche zurück, 1916 in Beuron – um sie bald darauf endgültig zu verlassen.

Von Scheler kamen die Impulse für Kierkegaard und Newman bei Haecker. Ihretwillen lernte er Dänisch und Englisch. Am wichtigsten war die Übertragung von Kierkegaards Tagebüchern 1923 in zwei Bänden. Hier ist etwa ein Viertel von Kierkegaards Tagebüchern, nach heute veralteten Vorlagen, übersetzt worden. Kierkegaard war ein Vorbild für Haeckers religiöses Denken, zugleich ein weltliterarischer Autor, ein Modell für seinen Stil, auch in der Satire. Kierkegaard hatte das Christentum, »die größte Sache der Welt«, »um einen Ruck vorwärts gebracht«. Er hatte gesucht, wie man als Christ in der Neuzeit existieren kann, in einer reißend sich entchristlichenden Zeit. In dieser Zeit ist der Christ ein einzelner, und er ist es als ein Erwählter und

<sup>1</sup> Wieder abgedruckt in »Christentum und Kultur«. Von den sieben Beiträgen des Bandes »Christentum und Kultur« sind in der Ausgabe in fünf Bänden, die 1958–1967 in München erschienen sind und gewöhnlich als »Werke« bezeichnet werden, nur vier wieder gedruckt worden. Auch die Übersetzungen Vergils fehlen.

Auserwählter. Der Widerstand gegen die vielen führte zum Widerstand gegen die Amtskirche: Diese dänische Staatskirche, mit beamteten Pastoren und Professoren, sollte die Kirche Jesu Christi sein? (Das war ja auch Christoph Schrempfs Einwand gegen die württembergische Landeskirche.)

1916 schrieb Haecker: »Wenn man sich vom Christentum, ich meine dem rechtgläubigen, bewußt abkehrt, so versteht man von Kierkegaard nicht mehr viel.« Das richtete sich gegen Schrempfs Tendenz. Von Kierkegaard übernahm Haecker die Animosität gegen Hegel mit ihrem falschen Akzent – und er war glücklich, bei Schopenhauer die Animosität zum Schimpfen auf Hegel gesteigert zu sehen. Ähnlich wie Kierkegaard nimmt Haecker Martin Luther gegen seine Nachfolger in Schutz. Von Dostojewski, der geradezu Mode war, übernimmt er den Satz Iwan Karamasoffs »Wenn ich an Gott glaube, so tue ich es doch nicht wie ein Dummkopf.« Er stellt fest: »Der Götze unserer Zeit aber ist neben dem goldenen Kalb schon seit über hundert Jahren die von Gott losgesagte Kunst und die ästhetische Weltanschauung.« Die Zeitkritik der letzten hundert Jahre findet sich bei Kierkegaard. Der ging vom pietistisch verengten lutherischen Boden aus und hatte keine Möglichkeit, eine lebende Gemeinschaft zu finden. Vom Katholizismus hatte Kierkegaard in wichtigen Punkten richtige Vorstellungen, befördert durch Intelligenz und Ahnungen. Das war auch beim alten Blumhardt so gewesen.

Neben Kierkegaard tauchen andere Gestalten auf, denen Haecker sein Leben lang Respekt bezeugt hat. Auch als er katholisch geworden war, behielten sie in seinem geistigen Haushalt Rang und Platz. Es sind Kant, Fichte, Husserl und Karl Kraus. Er achtete sie wegen ihrer moralischen Integrität, vor allem Kant, weil der trotz seiner kritischen Philosophie den Glauben an Gott den Vater nie aufgegeben hatte. In »Schönheit«, 1936, setzt Haecker sich mit Kant auseinander und erklärt dessen Auffassung als »in einem eminenten Sinne falsch«. Kants Sätze sind aber nur dann »falsch«, wenn man Haeckers Voraussetzungen zustimmt. Er war groß in apodiktischen Behauptungen.

Offen ist das Verhältnis zu Karl Kraus. Er bewunderte die Entschiedenheit des Angriffs auf den Zeitgeist und daß Kraus sich im Kampf mit der Schundpresse Wiens die Finger schmutzig machen mußte (»man kann sich ja waschen«). Von Kraus übernahm er die Technik des bösen Zuschlagens. Man versteht das, wenn Haecker Georg Simmel, Troeltsch, Harnack oder den in seinem Ghetto schlafenden Katholizismus angreift. Die Attacken auf Brandes, Blei, R. M. Meyer, Sängler und Bie, Wolff und Mauthner mögen uns belustigen. Hitziger wird es schon, wenn Haecker, im Kampf gegen das »Berliner Tagblatt« und die »Neue Rundschau« deren jüdische Redakteure, die jüdischen Verlage und das von Juden beherrschte Berliner Kulturleben, auch Rathenau, angreift. Die antisemitischen Töne sind einer der Gründe, weshalb Haecker »Polemik und Satire« nicht wieder erscheinen lassen wollte. In der katholischen Zeit hörten diese Angriffe auf, nicht weil Haecker seine Meinung über die jüdischen Journalisten änderte, sondern weil er nicht in falsche Gesellschaft geraten wollte.

Was Kraus in Wien gegen die scharfzüngige, geistig dünnblütige und boshafte Theaterkritik vorbrachte und zum Kampf gegen Hardenberg und Kerr erweiterte, daß sie »vor vielen, die auch nichts meinen, das Amt voraushaben«, den Redaktionssessel, übertrug Haecker kampflustig auf die Zeitschriften von Berlin, wo die öffentliche Meinung von Juden gemacht wurde. Er führte den Kampf nicht gegen die Juden als sol-

che, sondern gegen ihre Cliques, zu denen er auch Katholiken und Arier wie Franz Blei und Hermann Bahr zählte, den Münchner »Simplicissimus« und den »Freisinn-Rotz« der in Deutschland wie Österreich keineswegs ausgestorbenen Kulturkampfideologie gegen »die Schwarzen« im allgemeinen und gegen Rom im besonderen. Haecker übertrug Hilaire Bellocs Essay »Die Juden« (1927) und schrieb ein Nachwort – weil Israel die Wurzel des Christentums ist. Er war gegen Generalisierungen, nicht zuletzt gegen Bellocs These, Europa sei der (christliche) Glaube, oder gar, der Glaube sei Europa.

Bei Kierkegaard und Newman, die beide zum Katholizismus tendierten, hatte Haecker lesen können, wie der Begriff des auserwählten Volkes zu verstehen sei, daß er nicht das Volk als Masse meine, sondern jeweils erwählte Vertreter, die Propheten und Heiligen. In diesem Sinne hatte der Begriff der Auserwählung nichts Anstößiges oder Hochmütiges. Nur der Prädestinationsbegriff Calvins war unerträglich. Newman lehrte, daß die Erwählung durch Gottes Gnade Seiner Allmacht und Liebe entstamme, ja, die Erwählung geschehe nicht nur um des Heils, sondern um des Auftrags willen: Gott erwählt seine Propheten und Heiligen zu unausweichlichen Pflichten. Hier fühlte Haecker sein Sendungsbewußtsein angesprochen, das sein Glück und sein Fluch war, unter dem er litt und Befriedigung fand – während jene, Juden und Christen wie Sänger, Meyer, Bahr und F. Blei mit ihrer Betriebsamkeit von Haecker »im Inferno zum ewigen Trinken lauen Wassers« verdammt wurden. Es ist, als würden Eintagsfliegen mit metaphysischen Keulen erschlagen.

\*

Haeckers Familie stammt aus der Gegend von Vaihingen an der Enz. Die Haecker saßen als Metzger, Bäcker, Müller und Schultheißen in Iptingen und andern Dörfern. Bis 1868 befand sich die Haeckermühle bei Sersheim in Familienbesitz. Um 1700 wendet sich die Familie von Handwerk und Landwirtschaft zu geistigen Berufen. Ein Aaron Haecker heiratet eine Pfarrerstochter und wird Amtsbürgermeister von Sersheim. Dessen Enkel wird Lehrer und Organist, zuletzt in Schwäbisch-Hall. Dessen Sohn Adolf Haecker, 1816–1890, Theodor Haeckers Großvater, war Gerichtsnotar in Crailsheim. Er hatte acht Kinder mit Eleanore Kunigunde Cellarius, Pfarrerstochter aus Isny und Seifertshofen. Sie wurde 1847 getraut und starb 1908 in Aalen. Diese Großmutter war das Herz der Familie, von den Enkeln hoch verehrt. Ihr Lieblingssohn und Schmerzenskind Theodor ist der Vater des Schriftstellers. Er wurde Ratschreiber und Bezirksnotar in Eßlingen. Hier lernte er Babette Klein, geschiedene Keller, Tochter des Schultheißen Klein in Riedbach bei Künzelsau, kennen. Sie war in erster Ehe mit einem Goldarbeiter und Wirt verheiratet gewesen, von dem sie eine Tochter hatte, Fanny.

Am 4. Juni 1879 bekam Babette Keller/Klein in Eberbach, nicht weit von Riedbach, einen Sohn von dem leichtsinnigen Ratsschreiber Haecker und nannte ihn Theodor. Erst am 24. November 1883 wurde das Paar in Ludwigsburg getraut. Zwei Jahre später wurde eine Tochter geboren, Irene. Hier liegen also die Wurzeln dessen, was bisher als »schwere Jugend« Theodor Haeckers bekannt war, worüber er nie sprach<sup>2</sup>. Babette Haecker starb, als Theodor und Irene 12 und 6 Jahre alt waren, im

<sup>2</sup> Für Mitteilungen und Auskünfte danke ich dem Kösel-Verlag in München, dem deutschen Literaturarchiv beim Schiller-Nationalmuseum in Marbach und Frau Irene Straub in München, der

Jahre 1891. Fanny mußte, so gut es ging, den Haushalt führen. Theodor ging in die Realschule. Da er kein guter Schüler zu sein schien, wurde er bei der Textilfirma Merkel & Kienlin, Eßlingen, in die Lehre gegeben. Er war dort, als Lehrling und Kommis (Angestellter), vom 1. September 1894 bis Ende August 1897 tätig. Der Vater soll wenig Verständnis und Liebe für den Sohn gehabt haben. Die Großmutter sah hin und wieder in Eßlingen nach dem Rechten; doch bei solch einer Gelegenheit, noch als Schüler, lief Haecker fort. Ein schlechtes Schulzeugnis soll ihm Angst gemacht haben. Polizei und Feuerwehr wurden alarmiert, man ließ das Neckarwehr herunter, erließ eine Suchanzeige in der Zeitung – bis der Vermißte nach einigen Tagen bei Verwandten seiner Mutter in Untertürkheim entdeckt wurde. Von der Firma in Eßlingen ging Haecker, neunzehn Jahre alt, nach Antwerpen zu der (deutschen) Firma Kurth, Weyhmann & Co. Er blieb dort volle drei Jahre, bis zum 31. August 1901.

Wir wissen, daß er sich in diesen Jahren, als Angestellter in der Textilbranche, sehr unglücklich gefühlt hat. Seit der Schulzeit war er ein Büchernarr und Bücherleser. Er soll den Wunsch gehabt haben, Schauspieler zu werden. Von Antwerpen aus wollte er, wie eine nicht näher belegte Äußerung verrät, »in die Kolonien« nach Afrika, vielleicht nach Belgisch-Kongo oder in die deutschen Kolonien. Es waren die Jahre tiefer Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung; »bitterste Übung der Schwermut« wird er sie später nennen. In der Meditation »Intervallum« findet sich folgende Erinnerung: »In Antwerpen in den Hafenstrassen längs der Schelde abends ziehen die breiten vlämischen Gäule die schweren Lastwagen mit demütiger Kraft, sicher und mit Geduld, mit rührender Geduld, aber über Stadt und Fluß läuten die Glocken der schönsten Kirche des Landes – vier Takte nur und tragen doch alle Last unergründlicher Schwermut in Klängen unergründlicher Schönheit.« In Antwerpen erinnerte er sich der schwäbischen Heimat, der Stille des Landes und seiner schweigsamen Menschen, auch des »Knaben Hölderlin«, dessen Leben sich in gesangerfüllter Nacht verloren habe.

Zugleich muß der Entschluß gefaßt worden sein, die Basis zu verändern und zu studieren. Der Ruf aus dem »Intervallum«: »Mein Gott, darf ein Mensch so einsam sein?« wird zum Substrat der Fortbildung. Damals hat Haecker begonnen, auf dem Weg des Autodidakten Sprachen, Kunst, Kultur und Literatur zu »lernen«, die Mängel der Bildung zu beheben. Auf der Realschule hatte er die Anfangsgründe des Lateinischen und Französischen erlernt. Die Übersiedlung nach Antwerpen setzte Grundkenntnisse im Englischen voraus. Auch Altgriechisch muß er getrieben haben, denn sonst hätte er im Herbst 1901 in Berlin an der Universität nicht klassische Philologie studieren können: Die Immatrikulationsurkunde der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin setzt voraus, daß Haecker in Antwerpen neben seinem Beruf Fortbildungskurse besucht und ein zum Besuch der Hochschule berechtigendes Certificat erworben haben muß<sup>3</sup>. Ein zweites Problem, das den heutigen Studenten vom geschmähten Staat abgenommen wird, war die Finanzierung des Studiums. Haecker scheint Ersparnisse von seinem bescheidenen Angestelltegehalt zurückgelegt zu ha-

---

Tochter Haeckers. Die Familiengeschichte folgt einem schwer lesbaren Brief eines Veters vom Jahre 1946, der sachlich vertrauenswürdig ist. Der Nachlaß Haeckers, soweit erhalten, befindet sich in Marbach. Die Daten werden hier zum erstenmal mitgeteilt.

<sup>3</sup> Nicht erhalten, muß aber zur Immatrikulation vorgelegen haben. Man hat Haecker offenbar gesagt, er müsse das deutsche Abitur nachholen.

ben, dann gab er Nachhilfestunden für Berliner Gymnasiasten, und schließlich half der Vater mit einem Darlehen aus, das Haecker zurückgezahlt hat<sup>4</sup>. Offenbar wollte oder konnte der Vater das Studium nicht bezahlen, aber zu einem Darlehen war er bereit.

Haeckers Studienbuch der Universität Berlin bezeugt für die vier Semester vom Winter 1901/02 bis zum Sommer 1903 ein Studium der klassischen Philologie, Germanistik, Kulturgeschichte und Philosophie. Es war ein offenbar unsystematisches Studium, ohne Laufbahnabsichten. Gleich im ersten Semester hörte er den achtzigjährigen Rudolf Virchow, der allgemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge hielt. Virchow ist der einzige Naturwissenschaftler, den Haecker gehört hat. Ferner hörte er einmal bei Wilhelm Dilthey. Die klassischen Altertumswissenschaften waren glanzvoll vertreten mit Wilamowitz-Moellendorf, Vahlen und Eduard Norden. Die Historiker Kurt Breysig und Hans Delbrück müssen Haecker neben den Altphilologen am meisten angezogen haben. Vielleicht hat er bei Delbrück, dem Nachfolger Treitschkes und Herausgeber der »Preußischen Jahrbücher«, sein süddeutsches Vorurteil gegenüber Preußen bestätigt gefunden. Da Delbrück über alte Geschichte las, ergab sich eine Verbindung zu den griechischen und lateinischen Studien. Bei Vahlen, dem Latinisten, wurde das lateinische Studium, über Augustinus und die Vulgata, bis zum Mittellatein ausgedehnt. Auch hörte Haecker eine Vorlesung über Vergil. Bei Andreas Heusler, dem später so berühmten Autor der deutschen Versgeschichte, hörte Haecker sprachgeschichtliche Vorlesungen, bei Erich Schmidt literaturgeschichtliche. Im zweiten Semester schrieb Haecker sich bei Georg Lasson, dem Hegel-Herausgeber ein. Sonst keine Philosophen und überhaupt keine Theologen.

Nach dem Sommersemester 1903 verließ Haecker Berlin, zwecks Vorbereitung »zu den akademischen Studien auf dem Gymnasium in Esslingen«, das heißt zur Vorbereitung auf das Abitur. Sie erfolgte anfangs privat, dann mußte er ein Jahr die Schulbank mit jüngeren Klassenkameraden drücken. Ein Leumundszeugnis (polizeiliches Führungszeugnis, damals notwendig) für die Zulassung zur Reifeprüfung ist vom 31. 3. 1905 in Esslingen datiert. Kurz darauf bestand Haecker das Abitur; weiteren Studien stand nichts im Wege. Doch nun brach eine neue Katastrophe über die Familie herein. In dem Brief des Veters von 1946 heißt es: »1904 oder 05 wurden Verfehlungen aufgedeckt, die sich der Vater Th. H. hatte zuschulden kommen lassen, er kam in schwere Strafe.« Welcher Art die Verfehlungen waren, wird nicht gesagt. Sie müssen niederschmetternde Folgen für die Stellung des juristischen Beamten gehabt und das Ansehen der Familie in Eßlingen erschüttert haben. Im Milieu einer Familie von Schulheißern, Pfarrern und Lehrern waren solche Vorfälle »unmöglich«. Wir hörten, daß der Vater 1915 in der Anonymität der Großstadt Stuttgart gestorben ist. Vermutlich gehörte die Rückzahlung des Darlehens, das der Vater für das Berliner Studium vorgeschossen hatte, zu den Notwendigkeiten des Tages.

In dieser Situation sprang ein Schulfreund Haeckers aus Eßlingen in die Bresche, Ferdinand Schreiber. Er muß der erste gewesen sein, der Theodor Haeckers Talent erkannte. Der Familie Schreiber gehörte der angesehene I. F. Schreiber-Verlag in München. In ihm erschien eine humoristische Wochenschrift, die »Meggendorfer Blätter«. Ferdinand Schreiber bot Haecker eine Stellung in seinem Verlag an, eine Art Sinekure, so daß Haecker nach München gehen und studieren konnte. 1911 trat er in

<sup>4</sup> Angaben der Tochter, Frau Irene Straub, in München.

die Redaktion ein, aber so, daß er Zeit für eigene Arbeiten und Studien hatte. Wieweit er Mitarbeiter war, ist unbekannt. Die »Meggendorfer« wurden 1928 mit den »Fliegenden Blättern« vereinigt, deren Überlieferung bis ins Biedermeier zurückreichte. Neben Schreiber stieg Haecker in diesem Unternehmen zum stellvertretenden Hauptschriftleiter auf und blieb es, bis im Jahre 1944 die Zeitschrift, wie alle andern, aus Papiermangel eingestellt wurde. Es mag sonderbar berühren, daß Haeckers Brotberuf die Redaktion humoristischer illustrierter Zeitungen war. Die Anforderungen ließen ihm Zeit für das Schreiben seiner Aufsätze und Bücher. Ferdinand Schreiber blieb sein Leben lang Haeckers Freund. Ihm wurde die Buchausgabe von »Schöpfer und Schöpfung« (1934) gewidmet. Schreiber folgte Haecker auf dem Weg in die Kirche. In dem Haus des Schreiber-Verlags, an der Möhlstraße 34 in München, hat Haecker mit seiner Familie gewohnt, bis am 9. Juni 1944 ein Bombenvolltreffer es zerstörte. Für den Schreiber-Verlag hat Haecker Mitte der zwanziger Jahre die »Bücher der Deutschen Meister« (wohlfeile Klassikerausgaben) und die Hauszeitschrift »Die Meister« betreut. Weder in den Wochenschriften noch in den »Meistern« ist je ein gezeichneter Beitrag von Haecker erschienen, obwohl seine Mitarbeit schwerlich auf das Redigieren fremder Beiträge beschränkt geblieben ist. Er hat Zurückhaltung geübt, die bis zur Mimikry ging.

München wurde mit der Immatrikulation für den cand. phil. Theodor Haecker vom 18. 5. 1905 die neue Heimat. Er studierte vom Wintersemester 1905/06 bis zum Wintersemester 1909/10 an der Münchner Universität, acht Semester lang, ohne ein Examen abzulegen. Er hörte bei dem Literaturhistoriker Muncker, der über Klopstock und Goethe las, und bei dem Philosophen Theodor Lipps, der vor Scheler sein Anreger zu selbständigem Denken war. Heute hält man Lipps für einen »Psychologen«; wichtiger waren seine Untersuchungen zur Ästhetik, zu Fühlen und Wollen, Komik und Humor und die Betrachtung der Philosophie als Geisteswissenschaft (im Gegensatz zu den Naturwissenschaften): lauter Themen, deren Reflexe bei Haecker zu finden sind. Seit Scheler dozierte, hat Haecker an dessen Vorlesungen und Übungen teilgenommen, 1907–1910. Scheler war alles andere als ein »akademischer« Lehrer. Bei Lipps und Scheler hörte Haecker von Edmund Husserls »Logischen Untersuchungen«. Im »Nachwort« heißt es: »Da ist wohl Husserl, der Meister, dessen Werke für die Philosophie von weittragenderer Bedeutung sein werden als einst die Kritik der reinen Vernunft; bei ihm ist die Form dem Inhalt adäquat; bei ihm ist wirklich die Form die Reduplikation des Inhalts, aber er ist auch weise und bescheidet sich.« Ähnlich spricht er nur von Henri Bergson. Rückblickend wird von Scheler gesagt: »Da ist auch Scheler, der wirklich Lehrer ist, und der uns durch die Fülle der Erkenntnismaterie, über die er wie heute kein anderer verfügt, für die ihr durchaus nicht gewachsene und so oft jeden sprachlichen Anstand allzu schroff verletzende Form, er würde sagen: irgendwie entschädigt.« Dann wird Haecker ironisch: »Er schreibt in diesem Krieg, 1915, über den Genius – der Perserkriege; 1916 über die Kirche unter – Gregor dem Großen; über den Katholizismus des – heiligen Franziskus und ist von alledem so hingerückt, daß er die Frankfurter Zeitung für eine Kathedrale hält, in der Thomas a Kempis zelebrieren kann.«

Neben den Philosophen hörte Haecker den Romanisten Breymann, den Altphilologen Otto Crusius und den Indologen und Orientalisten Simon. Einmal taucht der Name des katholischen Staats- und Sozialphilosophen Georg von Hertling auf,

der 1902 ein Werk über Augustinus hatte erscheinen lassen und zum Neothomismus neigte. Im allgemeinen wandte sich Haecker von der Philologie zur Philosophiegeschichte im Sinne Schelers: als Zeugnis für die Kultur- und Geistesgeschichte der Völker. In seinem Vergilbuch hat Haecker, zwanzig Jahre später, das größte Beispiel dieser Auffassung gegeben. In die frühe Münchner Zeit gehört die Geschichte mit der gebrochenen Nase. Ihretwegen soll der junge Haecker auf seinen Lieblingswunsch verzichtet haben, Schauspieler zu werden. In der Nase hatte sich eine eitrige Geschwulst gebildet. Sie mußte im Rotkreuzkrankenhaus operativ entfernt werden. Bei dieser Gelegenheit brach das Siebbein, und seither stand Haeckers Nase etwas nach links. Die Behauptung, wegen dieser gebrochenen Nase habe Haecker nicht Schauspieler werden können, stellt einen unmöglichen Nexus her: Als die Nase gebrochen wurde, hatte Haecker seinen Jugendwunsch längst begraben<sup>5</sup>. Vielleicht waren Folgen dieser Operation die Ursache, daß Haecker während des Krieges zwar zum Militär eingezogen, aber gleich wieder entlassen wurde – und 1918 heiraten konnte. Frau Haecker (»dulci conjugi«) ist das Vergilbuch gewidmet. Sie ist 1935 gestorben.

Wann Haecker Karl Kraus zuerst gelesen hat, ist nicht mehr festzustellen. Spätestens 1910 wurde die »Fackel« in Deutschland beachtet. In diesem Jahr begann Kraus auch in Deutschland aufzutreten. (Allein in München hat er siebzehn Mal gelesen.) In diesem Jahr erschien auch der Heineaufsatz. 1911 trat Kraus in die katholische Kirche ein. Mai bis Juli 1911 erschien »Der Fall Kerr«<sup>6</sup>, den Haecker später aufgriff. Seit 1913 trat der »Brenner« für Karl Kraus ein und verteidigte ihn gegen antisemitische Angriffe<sup>7</sup>. Karl Kraus hatte 1914 in der »Fackel« auf Haeckers erstes Kierkegaardbuch hingewiesen. Im Streit mit Franz Blei hatte Haecker Kraus hervorgehoben: »Im Geiste gesehen, ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Licht der Öffentlichkeit.«

Persönlich scheinen Kraus und Haecker sich erst während des Krieges kennengelernt zu haben. Am 7. III. 1916 bemerkt Kraus in einem Brief an Sidonie Nádherný: »Nachts mit dem Verfasser der Kierkegaard-Schrift Rendezvous.« Einige Tage später stellt Kraus fest: »Das ist, auch nach dem persönlichen Eindruck in München, wohl einer der wenigen schreibenden Menschen, denen sich die Hand geben läßt.«<sup>8</sup> Die Beziehungen sind persönlich anscheinend nicht fortgesetzt worden, aber beide haben sich im Auge behalten<sup>9</sup>. Der »Brenner« hat sich stets für Kraus eingesetzt. Kraus soll sogar daran gedacht haben, Haecker die Mitarbeit an der »Fackel« anzutragen; aber darüber weiß man nichts Sicheres.

Nur sehr bedingt läßt sich aus Haeckers Schriften erschließen, aus welchen Elementen sie sich aufbauen. Ganz allgemein gesagt, sind es nicht die eines Denkers und Intellektuellen, sondern die eines fühlenden und religiösen Typus, mit seinen eigenen Worten die der »Spiritualität«. An manchen Stellen schimmern Jugendeindrücke durch; neben der Bibel waren es die Märchen von Tausendundeine Nacht mit ihren

<sup>5</sup> Die Bezeichnung Haeckers als »Mann mit der gebrochenen Nase«, scheint von Richard See-  
wald zu stammen, der Haecker um 1914 kennengelernt hat.

<sup>6</sup> Die Daten nach Friedrich Jenaczek: Zeittafeln zur Fackel, München 1965.

<sup>7</sup> Siehe Nachrichten aus dem Kösel-Verlag: »Der Brenner«, München o. J. (1965).

<sup>8</sup> Karl Kraus, Briefe an Sidonie Nádherný. München 1974, 2 Bde.

<sup>9</sup> Das Buch von Eugen Blessing, Theodor Haecker, Gestalt und Werk. Nürnberg 1959, sagt so  
gut wie nichts über Haeckers Leben. Es stellt Haecker als Denker dar und sucht ihn philoso-  
phisch einzuordnen.

Bildern und Symbolen und die archetypischen Modelle vor-intellektuellen Denkens in den Grimmschen Märchen. Der Stabreimvers »O Falada, da du hangest« hat ihn nach eigenem Geständnis zu Tränen gerührt; er hielt ihn für den größten Vers, der je gedichtet worden ist. Später müssen Cervantes' Don Quichote, Defoes Robinson und, in Antwerpen wahrscheinlich, Shakespeare Haeckers »spiritualen« Geist in Erregung versetzt haben. Er hält Shakespeare für den größten »protestantischen« Dichter, noch ohne zu ahnen, daß Shakespeare dem alten Glauben viel näher stand. In dem nachgelassenen Werk »Die Versuchungen Christi« heißt es: »Die Spiritualität eines Menschen ist aber mehr als seine Intellektualität und schließt die Mitarbeit seines ›Leibes‹ und seiner Sinne ein.« Daß der Mensch nicht nur Geist, sondern »Kreatur« ist, stellt sich ihm bis in das Geheimnis der zweiten Person der Trinität dar: wahrer Gott und wahrer Mensch.

Diese Spiritualität war es wohl, welche Haecker in Blumhardts genialer »Schriftauslegung« bewundert hat. Blumhardt hatte den Rahmen seiner Kirche und der protestantischen Theologie überschritten, nicht nur in Richtung auf eine pietistische Innerlichkeit; Blumhardt, »der fast ein Heiliger war«, hat »nicht bloß Protestanten, sondern auch Katholiken, in schlaflosen Nächten den Trank süßen, starken Trostes gereicht; der friedlose Herzen wieder beruhigt, besänftigt, der Wahrheit des Christentums aufgeschlossen, weich und dann auch wieder fest gemacht hat, sie wieder zugeführt hat ihrem Schöpfer und Erlöser . . .« So geht es weiter. Das Lob könnte überschwänglich sein, wenn nicht Blumhardt die beschriebene Funktion für Haecker ganz persönlich, auch in den Nöten der zwanziger und dreißiger Jahre, gehabt hätte. Im Zusammenhang mit Blumhardt rühmt Haecker 1926 dessen Danteaufsatz, weil er an Wert und Substanz die unzähligen gelehrten und literarischen Würdigungen Dantes im Jubiläumsjahr (gemeint ist 1865) weit überrage. Dante im Medium Blumhardts: Das ist Haeckers Weg zu Dante; Kardinal Newman wird ihn weiter führen.

Gemessen an Blumhardt wird man den Einfluß der andern geliebten Landsleute geringer anschlagen müssen, Hölderlins und Mörikes. Das Spirituale war bei Hölderlin überdeckt und verschoben durch antike Götter; bei Mörike sind die christlichen Quellen seiner Lyrik erst in jüngster Zeit aufgedeckt worden<sup>10</sup>. In München lebte gleichzeitig mit Haecker Konrad Weiß, der »christliche Epimetheus«, Haeckers fast gleichaltriger Landsmann. In den »Tag- und Nachtbüchern« hat Haecker seiner mit Nachdruck gedacht und sogar Verse an ihn gerichtet. Aber mehr als zwei Jahrzehnte haben sie nebeneinander her gelebt, obgleich Karl Muth den Dichter 1905–1920 in der Redaktion seines »Hochland« sitzen hatte – allerdings ohne etwas anderes in ihm zu sehen als einen Angestellten. Erst durch das Trauerspiel »Konradin von Hohenstaufen« (1938) entdeckte Haecker die »Grammatik der Bilder« dieses christlichen Dichters, in einer Sprache, wo der »mundus zum Kosmos« gemacht wird.

\*

Auf der Suche nach Zeugen des Glaubens in ungläubiger Zeit war Haecker durch Scheler auf Kardinal Newman aufmerksam gemacht worden. In Newman fand er den

<sup>10</sup> Manfred Koschlig, Mörikes barocker Grundton und seine verborgenen Quellen. In: »Zeitschrift für württemb. Landesgeschichte«, Jg. 1975/76 (erschienen Stuttgart. 1978), S. 231–323. Hier wird ein neues Mörikebild entworfen.

ruhigen reifen Mann im Gegensatz zu dem individualistischen, jünglingshaft-feurigen und einsamen Kierkegaard. Immer schon hatte ihn irritiert, »daß Kierkegaard von den einen als Führer zum Christentum, von den andern als Führer nahezu von ihm weg betrachtet wird«. Auch hatte ihn bei Kierkegaard »seine hereditäre Ferne von der ‚Mutter‘, der katholischen Kirche« gestört. Später sollte Haecker darauf kommen, daß Kierkegaards Jugendgeschichte seiner eigenen glich. Je mehr er sich in München aus der Landschaft des Protestantismus entfernte, desto schärfer erkannte er die Wahrheit des Satzes aus der Einleitung zu Newmans »Entwicklung der christlichen Lehre und der Begriff der Entwicklung« (*An Essay on the Development of Christian Doctrine*): »Tief eindringen in die Geschichte heißt, aufhören, ein Protestant zu sein.« Haeckers Übertragung erschien 1922. Im Jahre vorher hatte er Newmans *Grammar of Assent* (»Grammatik der Zustimmung«) unter dem Titel »Philosophie des Glaubens« veröffentlicht. Es sind Newmans Hauptwerke. Haecker arbeitete während des Krieges an ihnen, also zur gleichen Zeit wie an der Übertragung der Kierkegaardschen Tagebücher und Reden. Ein anderer Satz Newmans, noch aus dessen anglikanischer Zeit, lautete: »Das Christentum der Geschichte ist nicht Protestantismus.«

In den Sätzen spiegelt sich Newmans Überzeugung, die reformatorische Behauptung von einer Rückkehr der Kirche zum »Urchristentum« sei eine Fiktion; wir wüßten nichts über das Urchristentum, also die Zeit zwischen den Evangelien und den ersten literarischen Zeugnissen aus christlichem Geist. Erst die Epoche der griechischen und lateinischen Kirchenväter zeige den Schritt der Urkirche in die Welt. Das große Thema der ersten sieben Jahrhunderte sei das Eindringen des Christentums in die Hochkultur der Antike gewesen. In lang dauernden Kämpfen, endend mit dem Sieg der Religion Jesu, seien die christliche Philosophie und das christliche Denken geprägt worden und hätten für die damals bekannte Welt Gültigkeit erlangt. Hier sei ein Zusammenhang erkennbar, die Geschichte der Dogmen und Konzilien. Entscheidend war für Newman die Erkenntnis vom Prinzip der Kirche. Dadurch war er befreit worden aus dem »Gefängnis« sektenhaften Denkens und puritanisch und pietistisch angehauchter Privatfrömmigkeit. Als er das erkannt hatte, 1920, trat Haecker zur römischen Kirche über.

Die erste Übertragung eines Newmanschen Textes erschien 1920 im »Brenner«. Er leitete die Katholisierung der Zeitschrift ein, die schließlich mit der Konversion Ludwig von Fickers abgeschlossen wurde. Die alte Mannschaft des »Brenner« rebellierte. Das Aprilheft 1921 enthielt, als einzigen Beitrag, Karl Dallagos Aufsatz »Augustinus, Pascal und Kierkegaard«, mit Ausfällen gegen den von Haecker patronisierten katholischen Sprachphilosophen Ferdinand Ebner und Haecker selbst, und zwar wegen deren Eintreten für die »Glaubensforderung« und die »Kirche Christi«. Haecker verwahrte sich im Juniheft des »Brenner« mit folgenden Worten: »Theodor Haecker sieht sich, um Mißdeutungen seiner Position im Rahmen dieser Zeitschrift zu begegnen, zu der Erklärung genötigt, daß er *nur* für seine Aufsätze und Übersetzungen die Verantwortung übernimmt, dagegen für den Inhalt der Aufsätze Karl Dallagos jede *Mit*verantwortung in irgend einer Form ablehnt.« Nichts könnte die kritische Situation des »Brenner« schärfer beleuchten als diese Notiz<sup>11</sup>. Haecker blieb zwar Mitarbeiter des »Brenner«, aber schon bald fand er ein neues Forum in Karl Muths »Hochland«. 1923 erschien dort sein Aufsatz »Christentum und Kultur«. Immer seltener wurden die Brennerbeiträge,

<sup>11</sup> Der Streit ist dokumentiert in Ludwig von Fickers »Denkzettel und Danksagungen«. München 1967.

darunter sind die Vergil-Übertragungen und die Thompson-Übertragungen. Die großen Essays erschienen jetzt im »Hochland«.

Außer den Hauptwerken hat Haecker zwei Bände mit Predigten Newmans, einige Aufsätze und einen postum erschienenen Band mit Newmans »Historischen Skizzen« übersetzt. Ein weiterer Band war geplant. Die Arbeit an Newman trat neben die an Kierkegaard. Man kann also nicht sagen, bei Haecker sei Newman auf die Entdeckung Kierkegaards gefolgt. Sie haben sich ergänzt. In der Einleitung zu Kierkegaards Tagebüchern, 1923, stellt Haecker sie ausdrücklich nebeneinander, und zwar als große Schriftsteller. Mit beider Stil verteidigt er seinen eigenen: »So (wie bei Kierkegaard) mag auch ein Leser der Predigten Newmans in meiner Übersetzung ungeduldig werden bei manchem Satz, daß er zu schwer sei, daß sein Sinn, sein tiefer Sinn erst nach mehrmaligem Lesen auftauche. Er kann recht haben, aber er möge auch überzeugt sein, daß dieser Satz im Deutschen nicht schwieriger konstruiert ist, als er es im Englischen auch ist, und zwar nicht etwa bloß für mich, der im Englischen die Schwierigkeit einer Fremdsprache zu überwinden hat, sondern auch für den Engländer, der seine Muttersprache liest, und daß der Satz nicht von einem geschrieben wurde, der schlechtes Englisch schrieb, sondern von einem, der ein ‚königliches‘ Englisch schrieb . . . Das klassische Ideal, der Stolz und der Ruhm der Prosa aller europäischen Sprachen und Literaturen, nämlich die reichgegliederte Periode und der kunstvolle nuancenreiche Satzbau sind (heute) aufgelöst worden in einzelnen Sätze, die normiert sind beinahe wie Backsteine.« Hier wird, auf einer höheren Spiraldrehung, der Kampf gegen die banale Sprache des Alltags wieder aufgenommen.

Bei Newman fand Haecker neue Argumente für seine Kulturkritik. Newman hatte gesagt, die moderne Gesellschaft beruhe auf jedermann verständlichen Voraussetzungen: Fleiß, Sparsamkeit, Nüchternheit, Ruhe, und dazu kämen vag formulierte Tugenden wie Wohlwollen, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, eine kluge Politik, das Handelsinteresse, Volkshygiene und internationales Recht: »Religion war durchaus entbehrlich.« Von den oberen zu den unteren Schichten des Volkes sickere das Gift des Rationalismus und Atheismus durch und mache die Massen disponibel. Jeder geistigen Entscheidung werde ausgewichen. Das konventionelle Christentum habe die Kraft zur Entscheidung verloren. Kierkegaard hatte gemeint, nur der »Einzelne« könne den religiösen Glauben noch verwirklichen; Newman hatte in Italien einen negativen Eindruck vom Volkskatholizismus empfangen. Er neigte, aufgrund seiner puritanischen Herkunft, zum Begriff der kalvinistischen »Erwählung« des einzelnen durch einen göttlichen Gnadenakt und hatte lange gebraucht, bis er einsah, daß Gottes Erwählung nicht grausam und willkürlich sei. Allmacht und Liebe machen die Prädestination zum Geheimnis Gottes – damit näherte er sich katholischen Anschauungen. Ganz hat sich Newman nie vom Gefühl des außerordentlichen Charakters der Berufung gelöst. Er fand die Reformen des Vaticanum I lahm und unentschlossen und für den Volkskatholizismus der armen Iren und der italienischen Analphabeten hatte er kein Organ, obwohl diese Länder auch in der Neuzeit Heilige hervorbrachten.

Für Haecker war Newmans Erkenntnis wichtig<sup>12</sup>, daß die katholische Kirche die Universal- und keine Landes- oder Nationalkirche war. Mit Zustimmung las er, daß Griechen und Römer nicht als Barbaren, sondern als Kulturvölker christlich wurden.

<sup>12</sup> Dazu Werner Becker, Der Überschnitt (sic!) von Kierkegaard zu Newman in der Lebensentscheidung Theodor Haeckers. In »Newman-Studien« I. Nürnberg 1948, S. 251–270.

»Der römische Staat selber hat das Christentum freiwillig zur Staatsreligion erhoben.« Das Vergilbuch wird diese Dinge hervorheben.

Es mag merkwürdig erscheinen, daß Haecker – und mit ihm das katholische Deutschland oder die katholische Intelligenz – keinen Weg von dieser Ideologie zur Realität der politischen Gegenwart sah. Den Versailler Vertrag hatte er moralisch verworfen. Aber später hören wir nichts über den Aufstieg Mussolinis, die Polen- und Tschechenpolitik Frankreichs, kein Wort über Danzig und Südtirol, die verfehlte Orientpolitik Englands, den Abessinienkrieg oder den spanischen Bürgerkrieg. Kein Wort auch über Rußland und das Einverständnis von Freund und Feind auf der Basis des Antibolschewismus. Darüber konnte man im Dritten Reich offen reden. Die Unterdrückung der Opposition galt vorerst nur innenpolitisch. (Die Fälle Klausener, Röhm, Klosterprozesse, Rottenburg, Cloppenburg waren sprachlich von oben »geregelt«.) Haecker dachte historisch statt politisch. Darum das Interesse für Kirchenväter und Scholastik. Er übertrug Newmans Skizzen über Chrysostomus, Theodoret, Benedikt und Augustinus. Er entdeckte Tertullian und Hieronymus' Vulgata. In den »Versuchungen Christi« wird die Vulgata halbseitenweise zitiert. Zurückgreifend stieß er auf Plato und Aristoteles, vorgreifend auf Thomas von Aquin. Das seien Quellen und Gipfel christlichen Denkens, die Basis der abendländischen Kultur.

Bei Newman fand Haecker den Gebrauch des Begriffs Analogie, der Gleichartigkeit und Verhältnismäßigkeit, der Proportionalität. Mit seiner Hilfe erschließt er das Verhältnis von Christentum und Kultur, von Natur und Gnade, von Kultur und Natur. Er meint nicht den Analogieschluß des gewöhnlichen Lebens, sondern stellt ihn in den Dienst der Rangordnung, des von ihm so genannten »hierarchischen« Systems. Am schönsten wohl da, wo er von Genie und Heiligkeit spricht: »Dennoch besteht eine geheimnisvolle Analogie, ja Verwandtschaft zwischen Genialität und Heiligkeit, insofern keine vollendete Genialität – im Unterschied zum Talent – sich vorstellen läßt, ohne einen perspektivischen Hinweis auch auf die ganz andere Sphäre der Heiligkeit, mag ihr Träger real auch noch so fern von ihr sein; insofern aber auch – und das ist viel mehr! – als vollkommene Heiligkeit immer auch einen Aspekt haben wird, der anders als genial eben nicht adäquat benannt werden kann, mag ihr Träger auch noch so weit davon entfernt sein, in irgendeiner Form Kulturwerke zu schaffen.« Der Satz, aus »Christentum und Kultur«, ist ein Beispiel für die Haeckersche Periode.

Schließlich fand Haecker die von Blumhardt benützte Bilder- und Symbolsprache bei Newman auf einer höheren intellektuellen Ebene wieder. Er meint, das Abendland habe mit seiner Begrifflichkeit zuviel von der orientalischen Symbolkraft der Bilder eingeüßt. In der Scholastik hätte die Intellektualität einen Höhepunkt erreicht, doch in deren Gefolge hätten sich die Sprache und das Denken nivelliert und abstrahiert. Die Bibel und die Evangelien sprächen in Bildern und Sinnbildern. So werde die Jugend Jesu erzählt, seine Versuchungen, seine Leidensgeschichte. »Die Ehrfurcht vor dem Bilde, das heißt aber dem Symbol, die jene Zeit hatte . . ., haben wir seit langem nicht mehr. Für uns ist Bild eben Bild. Die Nivellierung ist vollkommen. Ich will natürlich nicht sagen, daß es mit dem Gedanken viel besser sei, beileibe nicht. Denn das hängt alles zusammen. Damit das Bild Symbol werde, gehört das dichte und lichte Denken und Zusammendenken dazu. Aber ich meine, daß der Mensch von heute in noch so vagen und fließenden allgemeinen Begriffen sich immer noch besser versteht als in den sinnträchtigsten Bildern, als da sind Brot und Steine . . . (Der Europäer) hat auf keinen Fall den

orientalischen Sinn für Sinnfülle und Sinnkraft eines Bildes, eines Symbols.« Das Symbol gehört zu jener Spiritualität des Menschen, von der Haecker als einem (gegenüber der Intellektualität) Höheren des Menschen oft spricht. Mit dem Verfall des an die biblischen Symbole gebundenen Denkens hängt zusammen, daß Haeckers Stil heute kaum noch begriffen wird oder gelesen werden kann.

Der »Verwesung« des abendländischen Denkens und Fühlens hat Haecker sein Buch »Vergil, Vater des Abendlands« (1931) gegenübergestellt, das in vielen Auflagen und Übertragungen erschienen ist. Vergil ist für ihn der Fall der *anima naturaliter christiana*. Lange hat man geglaubt, daß Vergil die Geburt des Erlösers der Welt in Christus vorausgesagt habe. Daß dieser Legende nicht als Mythos, sondern als Prophetie geglaubt wurde, gibt Haecker das Recht, vom adventistischen Charakter der antiken Kultur zu sprechen. In den Leitmotiven vom »labor omnia vincit improbus« und »amor vincit omnia« erkennt Haecker die Humanität der Antike. Sie leitet über zum Christentum. Diese Humanität hat das von der Aufklärung »finster« genannte Mittelalter überwölbt. Gegenüber dem Griechenkult der deutschen Klassik betont Haecker: »Kultur, dieses heute die Geister des ganzen Abendlands bewegende und beschäftigende Wort, stammt nicht von den Griechen, die sonst uns ungefähr alle katholischen Wörter geschenkt haben, sondern ist die Gabe lateinischer Bauern und bezeichnet Wesen und Kunst der Bebauung des Landes.« Haeckers Kulturphilosophie appelliert im »Vergil« an ein katholisches Weltgefühl. Nirgends sonst hat er diese Weite erreicht, denn in den Satiren und Polemiken wendet er sich, wie Kraus, gegen Verhältnisse der Heimat. Walter Benjamin hat Haecker unerlaubter Methoden beschuldigt, er habe die philologische Apparatur unpräzise benützt. Das hat er – aber er wollte etwas ganz anderes, ein Vor-Bild des christlichen Abendlands.

✱

Ein Jahr nach der Konversion, im November 1921, schrieb Haecker eine Vorrede für die erst jetzt zu einem Buch zusammengefaßten Aufsätze aus dem »Brenner« von 1914. Sie ist im Tonfall nach den Bekenntnissen des hl. Augustinus stilisiert, dem klassischen Konversionsbericht, wo ein kämpferisches Verhältnis zur Wirklichkeit zum Ausdruck kommt. Haecker, bisher verzweifelt, schien nun »mit Hilfe von oben«, auf festem Boden zu stehen. Zwei Söhne und eine Tochter gehörten zur Familie. Damals stieg Haeckers Ansehen, vor allem durch die Mitarbeit am »Hochland«, bei der katholischen Intelligenz sprunghaft an. Neben ihm gab es Przywara, Guardini, Dempf, Rademacher, Karl Adam, Joseph Bernhart, Peter Wust, den jungen Josef Pieper, den Schweizer Hans Urs von Balthasar und andere. Haecker war, als Publizist und Autor, der erfolgreichste. Ähnlich wie in Frankreich, Italien, England und Spanien vollzog der Katholizismus in Deutschland eine Erneuerung, wie sie bisher nicht für möglich gehalten war. Sie ergriff die Jugend und die Intelligenz. Mit Haecker oder in seinem Gefolge konvertierten Erik Peterson, Karl Thieme, Max Picard, Richard Seewald, Wilhelm Hausenstein, Sigismund von Radecki, Werner Bergengruen und Edzard Schaper, die Verleger Jakob Hegner und Heinrich Wild, die Schauspieler Horwitz und Ginsberg. Der Theologe Peterson wurde Haeckers Freund.

Die Begegnung der zwanziger Jahre verstand sich als Wiederbegegnung von Kirche und Welt, oder mit Haeckers Zentralthema: Christentum und Kultur. Haecker untersuchte Modelle der Integration. Er fand sie in dem Newman-Schüler Francis Thompson

als Dichter. Die polemische Ader ließ ihm keine Ruhe. Er griff zwei Idole des deutschen Geistes an, Stefan George und Thomas Mann. George gegenüber war er verzweifelt ungerecht, und er wußte es; die esoterische Schule des »Meisters« und ihr Kult ist auch andern auf die Nerven gegangen. Thomas Manns »Tod in Venedig« fand er peinlich, seine »gewählten« Ausdrücke könnten fehlende Gedanken nicht ersetzen, und als 1933 »Die Geschichten Jaakobs« erschienen, fand er die psychoanalytische Methode unangemessen und sakrilegisch.

Haecker hat in der Weltgeschichte eine Geschichte des Heils (und Unheils) gesehen. Er lehnte die zyklischen Theorien ab und folgte der heilsgeschichtlichen Linie von Adam bis zum jüngsten Tag und Gericht. Auf dieser Linie bewegten sich ihre Akteure und bekamen ihre Prädikate. Die erste Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts schien den eschatologischen Trend dieser Betrachtung zu bestätigen. Für Haecker war der Ausbruch des »Dritten Reiches«, 1933, nicht nur ein Schreckschuß, sondern die Bestätigung seiner Ahnung, daß die Deutschen als Volk vom Christentum abgefallen waren und die Hoffnung auf Wenigen, den Erwählten, liege. Nach Lage der Dinge mußte er sich zu ihnen rechnen. Aus dieser Stimmung, mehr verzweifelt als hoffnungsvoll, sind die »Tag- und Nachtbücher« entstanden. Er sucht nach dem Finger Gottes und bemerkt am 5. Januar 1941: »Die Italiener haben in Bardia die Flagge gestrichen. Warum habe ich das Gefühl der Genugtuung? Ist das in Ordnung? Habe ich dieses Gefühl, weil ich glaube, daß Gott endlich eingegriffen hat? Daß *seine* Mühlen mahlen? Daß Häuser der Sünde nach wie vor auf Sand gebaut sind?«

Mitte der zwanziger Jahre und bis in den Krieg hinein hatte Haecker einen Freundeskreis um sich. Persönlich zurückhaltend, beinahe schweigsam, saß er am Marmortisch des Café Heck am Odeonsplatz, einem altmodischen Betrieb, wo es ruhig zuging; man konnte ungeniert reden. Gäste dieses Tisches waren der Bibliothekar Max Stefl, der Schriftsteller Meyer-Reifferscheidt, die Theologen Joseph Sellmair und Domkapitular Hartig, Franz Josef Schöningh vom »Hochland«. Zu den ältesten Freunden, teilweise noch aus der Studienzeit, gehörten Hans Rupé, Homerübersetzer und Konservator am Nationalmuseum, und Richard Seewald. Dazu kamen die Verleger Oldenbourg und Harling (Alber-Verlag). Zu den Gelegenheitsgästen, wenn sie nach München kamen, gehörten der Staatsrechtslehrer Carl Schmitt, der Philosoph Joseph Bernhart, der Soziologe Alfred von Martin, der Maler Rudolf Schlichter, die Schriftsteller Sigismund von Radecki und Werner Bergengruen. Konrad Weiß fühlte sich in diesem Kreis nicht wohl; er traf Haecker in der Weinstube Holzbaur am Viktualienmarkt. Sie liebten dieses Lokal wegen seiner schwäbischen Speisen und württembergischen Weine. (Haecker war ein mäßiger Trinker; er rauchte Zigaretten.) Reifferscheidt, Radecki und Haecker galten als »Krausianer«; in diesem Punkt war mit ihnen nicht gut Kirschen essen. Ein merkwürdiger Gast war Hans Kestranek, der über Architektur und bildende Kunst zu Thomas von Aquin gekommen war und der einzige war, der Haecker, unter Berufung auf Thomas, laut zu widersprechen wagte. Jüngere Gäste dieses Tisches waren Max von Brück und Ernst Kammerer (von der »Frankfurter Zeitung«), der Konvertit und spätere Hegelforscher Johann Ludwig Döderlein und der Schreiber dieser Zeilen. Mit Verwunderung nahm ich zur Kenntnis, daß Haecker mit dem Verleger (Braun und) Schneider, Schöningh und Stefl zum Kegeln ging.

Haecker galt als Kristallisationspunkt katholischen Widerstands gegen das Dritte Reich und wurde entsprechend mißtrauisch beobachtet. Er wurde mehrmals verhaftet

und verhört. Er durfte keine Vorträge halten und seit 1938 keine Bücher herausbringen. Beruflich-offiziös, bei den »Fliegenden Blättern«, blieb er unbehelligt. Schlimme Stunden hatte er im Zusammenhang mit der Entdeckung des Verschwörerkreises der Weißen Rose auszustehen. Zwar konnte man ihm keine persönlichen Kontakte mit dem Studenten Willi Graf und den Geschwistern Scholl nachweisen, aber zur Lektüre dieses Kreises gehörten die Bücher und Aufsätze Haeckers. Als die Gestapo eine Haussuchung vornahm, kam seine sechzehnjährige Tochter wie zufällig (»auf Eingebung des Schutzengels«) ins Zimmer und schob, als gehörte es ihr, das Manuskript der »Tag- und Nachtbücher« in eine Mappe. Auf die Frage eines Beamten: »Was nehmen Sie da?« antwortete sie: »Ich muß zur Klavierstunde.« Der Beamte, in der Annahme, es seien Klaviernoten, sagte: »Dann gehen Sie.«

1944 erhielt Haecker die Nachricht, sein Sohn Reinhardt sei in Rußland vermißt. Er hatte große Hoffnungen auf diesen Sohn gesetzt, den man mit siebzehn Jahren zum Militär eingezogen hatte. Als das Haus an der Möhlstraße von einem Bombenvolltreffer zerstört wurde, kam Haecker, bereits schwer krank, mit dem Leben davon und wurde in das Dorf Ustersbach bei Augsburg evakuiert. Dort ist er am 9. April 1945, wenige Wochen vor dem Ende des Krieges, gestorben. Sein Grab ist auf dem dortigen Kirchhof.

Die Umstände des letzten Jahrzehnts haben Haecker nicht am Schreiben gehindert. Neben den Tagebüchern entstanden die Übersetzungen von Newman's historischen Skizzen über die Kirchenväter. Das »Glück des Schreibens« blieb ihm treu. Seit 1933, als seine öffentliche Wirkung eingeschränkt wurde, wandte er sich neuen Untersuchungen zu, Themen, die ihm seit langem am Herzen lagen. Die Bücher der dreißiger Jahre behandeln schwierige Komplexe: Geschichte, Schönheit, Wahrheit und die Frage »Was ist der Mensch« (1933 *sacerdotibus amicis* gewidmet). In dieser Schrift behandelt Haecker das »Chaos« der Gegenwart und stellt ihr, in apodiktischer Festigkeit, die wahre Ordnung gegenüber: »Die wahre Ordnung aber ist eine heilige Ordnung, ist Hierarchie. Die wahre Herrschaft ist die Herrschaft des »Heiligen«, ist Hierarchie, ist heilig: Sanctus, sanctus, sanctus Dominus. In ihm ist die Identität: Er ist sanctus, weil er dominus ist, und er ist dominus, weil er sanctus ist. Die Wahrheit macht uns frei, die Offenbarung nämlich eben dieser Seinsordnung, daß Gott heilig ist, der Heilige Herr, daß alle wahre Herrschaft Hierarchie ist.« Im Jahre darauf erschien »Schöpfer und Schöpfung«, eine Theodizee, 1935 »Der Christ und die Geschichte«, 1936 »Schönheit, ein Versuch«, Haeckers Ästhetik, und 1937 »Der Geist des Menschen und die Wahrheit«.

Damals las man diese Schriften anders als heute. Sie wurden affirmativ aufgefaßt, als Bestärkungen der christlichen Wahrheit und des Geistes in geistloser und geistfeindlicher Zeit. Ihr tautologischer Stil, ihr Pathos und ihre theologisch-philosophisch mit Augustin oder Leibniz ringenden Abstraktionen deuten an, daß Haecker sich übernommen hatte, als er den Boden des konkreten Anlasses und der Auseinandersetzung verließ. Er war kein Denker, sondern ein Schriftsteller, der über bestimmte Probleme kulturkritisch schreiben konnte, aber nicht über die *Analogia trinitatis*. Haecker war sicher nicht »ungeniert und leichtsinnig«, aber er schrieb »meine Mission scheint zu sein, immer von neuem an die Theologen zu appellieren, an die Theologen, welche Priester sind, an die Priester, welche Theologen sind«, und das war doch wohl ein Irrtum.

Er sollte noch einmal Gelegenheit finden, von einem sehr konkreten Punkt aus sein eigenes Problem zu durchdenken, das war »Der Buckel Kierkegaards«. Die Schrift ist

aus dem Nachlaß ans Licht gekommen, 1947, mit einem Geleitwort seines Freundes Richard Seewald. Auf Umwegen war das Manuskript in die Schweiz gelangt; »mit schaurig schwarz verkohlten Rändern« war es jener Bombennacht in München entrissen worden. Haecker hatte sich mit den Fortschritten der Kierkegaardforschung wenig beschäftigt. (Deshalb hat er die Anordnung der »Tagebücher« so gelassen, wie er sie 1923 zum ersten Mal vorgelegt hatte.) Im Jahre 1937 las er in einer dänischen Zeitung, daß es der Kierkegaard-Philologie gelungen war, die von Kierkegaard sorgfältig verwischten Spuren, das »Erdbeben« an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstag, die »große Erschütterung« des Ich und den »Pfad der Verdammnis« von 1836 aufzuklären. Was Haecker erfuhr, war so grausig wie traurig: Kierkegaard hatte eine Rückgratverkrümmung, einen Buckel. Dadurch erklärten sich viele dunkle Punkte. Schlimmer noch war die Ursache des Zerwürfnisses mit dem Vater, des Gefühls der Verzweiflung, ja Verdammung in der herrnhutisch eingeengten Welt von Kierkegaards Elternhaus: Der Alte hatte, wie Kierkegaard in einer Erzählung sagt, *virginem matremque violasset*: Er hatte ein unschuldiges Mädchen, das in seinem Haus diente, vergewaltigt. Später hat er sie geheiratet, sie war Sören Kierkegaards Mutter. Das Erlebnis hat Kierkegaard tief verstört und eine Krise ausgelöst.

Haecker muß ergriffen gewesen sein. Er besorgte sich mehrere Kierkegaard-Bücher, er nennt sie in der Einleitung. Auf die Vergewaltigungsgeschichte geht er nicht ein, wohl aber auf den Buckel Kierkegaards; der wird für ihn, wie sollte es anders sein, zum Bild, zum Symbol für die gebrochene Natur des großen Dänen. Haecker hatte sein Leben lang bestanden auf dem Vorrang des Geistes, und nun fand er belegt und mußte zugeben, daß das Leibliche eines Menschen diesen Geist nicht nur in Nebensachen, sondern entscheidend bestimmen konnte. »Hat es überhaupt einen Sinn«, fragte er, »mit der äußeren Leibesgestalt Kierkegaards seine »Innerlichkeit« in irgend einer Weise zu erklären, mit dem rein sinnlichen Sichtbaren das geistig Unsinnliche und Unsichtbare?« Man spürt, wie betroffen Haecker war. Kam hier doch der Sieg eines körperlichen Mankos über das »Spirituale« zum Ausdruck, die Bestimmung des Menschen durch ein Unglück, einen Zufall oder eine damit verbundene soziale Erniedrigung, und daß dieser Fehler paradoxe Folgen hatte: »Möglich, daß sein Buckel und die namenlosen Leiden, die er ihm verursachte, vor allem die geistigen Qualen durch die Verhöhnung vonseiten des Pöbels, in ihm die christliche Erkenntnis des Bösen und Gemeinen in der Welt noch verschärfte und verstärkte, das ist fast sicher.«

In seinem Kierkegaardaufsatz in »Christentum und Kultur« hatte Haecker von der Schwierigkeit gesprochen, einen komplexen Charakter mit und aus seinen Widersprüchen plausibel zu machen. Hatte er jetzt den Schlüssel gefunden? Nun gab es Gründe für die Annahme, daß Kierkegaard selbst der Verzweifelte war, den er in seinen Geschichten so gern auftreten ließ, daß er an Selbstmord gedacht und unter dem Gelächter des Pöbels gelitten hatte. Zu all diesem kam die Paradoxie, daß Kierkegaard sich als »Auserwählter« negativ bestimmt sah. Haecker zitiert eine Notiz Kierkegaards über »Des Lebens Eingang und Ausgang«: »Höre den Schrei der Gebärenden in der Geburtsstunde, sieh des Sterbenden Kampf im letzten Augenblick: und sag dann, ob, was so beginnt und was so endet, darauf angelegt sein kann, Genuß zu sein.« Das ist ein bei Haecker oft wiederkehrendes Motiv. Für die Ansicht, es sei besser, nicht geboren zu sein, und wenn man geboren sei, sei es am besten, möglichst bald zu sterben, zitiert er

Sokrates, Sophokles und andere Dichter und Philosophen bis zu Shakespeare und Schopenhauer. Nun fand er am Ende seiner Tage den Grund der Melancholie Kierkegaards.

Die Teilnahme Haeckers für Kierkegaard war um so verständlicher, als sich in diesem Schicksal sein eigenes spiegelte – jedenfalls konnte er auf das Schicksal seiner Mutter, die unglückliche Jugend und vielleicht auch auf die »gebrochene Nase« mit ähnlicher Bitterkeit zurückblicken wie Kierkegaard. In der Gesellschaft der Dörfer und Kleinstädte von 1879 war uneheliche Geburt für Mutter und Kind ein Makel. Wenn die Gesellschaft pietistisch vermuckt war, konnte die Sünde zur Ächtung führen. Wir wissen nicht, ob es im Fall Haeckers so war, aber sein lebenslanges Schweigen deutet auf eine seelische Verwundung hin – über die er sich, wie Kierkegaard, durch geistige Produktion rettete: »Wenn ich zurückdenke an Stunden des Schreibens einer glücklichen Seite, diese merkwürdige Mischung von unverdientem Einfall mit höchster eigener Tätigkeit, diese höchst unvergleichliche Lust der Freude, dann will es mir scheinen, daß das ein Leben wäre, der Ewigkeit würdig und ohne Gefahr des Überdrusses . . .« (Notiz vom 31. März 1940).

Haecker war am 20. Mai 1933 zum ersten Mal verhaftet und verhört worden, und zwar wegen eines Aufsatzes über das Hakenkreuz für den »Brenner«. Am 14. März 1940 war er abermals in Haft. In der Erinnerung an die erste Haft bemerkte er: »Nur einen halben Tag kostete ich, was es heißt, in die Hände des Menschen zu fallen.« Er spricht in eschatologischen Wendungen, weil er das Charakteristikum des »fluchbeladenen (Dritten) Reiches« im Abfall vom Glauben sah; durch diesen Abfall stehe es »abgrundtief unter dem adventistischen Heidentum«. Haecker befand sich in einer düsteren Stimmung. Er grübelte über das Nichts und schrieb in seinem letzten Beitrag, für das »Hochland«: »Gebraucht ein Mensch bona fide und mit gereinigtem Willen, in Zucht gehaltenem Fühlen, seine Verstandeskräfte bis zum letzten Ende ohne jede Nebenabsicht, nur um der Wahrheit willen, so *muß* er schließlich sagen, daß er Gott nicht versteht, und zwar *absolut* nicht versteht.« War Haecker verzweifelt? Jedenfalls hatte er das Gefühl der Gottverlassenheit: Wenn die Deutschen Gott verlassen haben, warum soll Er nicht auch sie verlassen? Gewaltsam mußte er sich zur Ordnung rufen: »So schwarz war alles in meinem Leben, und Gott hat es gelichtet. Vergiß es nicht, o mein Herz! Vergiß es nicht!«

Haecker starb mit fünfundsiebzehn Jahren. Es mag verlockend sein, die Frage zu stellen, wie er die Nachkriegszeit, den Wiederaufbau, das deutsche Wirtschaftswunder, das zweite Vatikanische Konzil, die Änderung der lateinischen Liturgie und den neuen Ökumenismus beurteilt hätte. Von dem, was er geschrieben hatte, führt kein Weg dahin. Er war ein Mann der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts und seiner Kämpfe. Das gilt von seinem Stil, der sich auf klassische Modelle berief, und von seinem Pathos, das den »Einzelnen« hervorhebt. Die Egalisierung der Gefühle und die Toleranz aller auf dem niedrigsten Nenner ließen seiner Leidenschaft keinen Raum, ganz zu schweigen von Haeckers Denken in Hierarchien und seinem Glauben an die triumphierende Kirche.